



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zur Vorgeschichte des Krieges von 1870

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

echt königlicher Denkart und Gesinnung zu lesen (S. Hahn, Fürst Bismarck, S. 135). Dieses Antwortschreiben des Königs wurde dem Hause am 27. Mai mitgeteilt. Einen tiefer gehenden Eindruck ließ der verbitterte und verbissene Parteigeist nicht aufkommen. Gleich darauf kündigte eine königliche Botschaft den Schluß der Tagung an und entbot für den Nachmittag die Abgeordneten in den Weißen Saal des Schlosses. Hier schloß Bismarck den Landtag mit einer Rede im Namen des Königs.

(Schluß folgt)



Zur Vorgeschichte des Krieges von 1870



Nach mancherlei Erfahrungen im gewöhnlichen Leben wie in den Kreisen der Politik und der Zeitgeschichte könnte man behaupten, daß es bei großen Niederlagen oder Verlusten die menschliche Schwachheit der Betroffenen nicht oder doch in der Regel nicht zulasse, einzugestehen, daß sie ihr Unglück verdient haben, und daß es eigentlich gar nicht anders habe kommen können. Gewöhnlich suchen die Opfer die Ursache außer sich: ein böser Stern, ein widriges Schicksal, ein Zufall hat veranlaßt, daß sie unterlagen. Dann und wann, aber selten, besonders wo Einzelne einander gegenüber getreten sind, beim Billard, beim Kartenspiel zwischen zweien, auf dem Fechtboden, beim Wettlauf, hören wir wohl, daß ein aufrichtiger Verlierer zugiebt, sein Gegner habe gewonnen, weil er der Stärkere oder Geschicktere bei der Sache gewesen sei. Aber wo irgendwie Aussicht vorhanden ist, die Verantwortlichkeit für die Niederlage oder doch einen guten Teil von sich abzuwälzen und sie einem andern aufzuhalsen, wird die Gelegenheit meist sofort benutzt, und wie der Whistspieler, der verloren hat, seinen Schaden womöglich seinem Partner zuschiebt, der schlecht gerechnet haben soll, so pflegt es auch bei politischen und militärischen Vorgängen gehalten zu werden: der erfolglos operirende Staatsmann oder General hat stets eine Anzahl von Beteiligten neben sich, aus deren feigem oder unklugem Verfahren er seine Niederlage erklären kann, und fast immer wird von dieser Gelegenheit, sich ganz oder hauptsächlich zu rechtfertigen, Gebrauch gemacht.

An diese Beobachtungen wurden wir erinnert, als in diesen Tagen ein französischer Staatsmann wieder von sich reden machte, der schon seit Jahren in Vergessenheit geraten war, und der es von Rechts wegen als ein Werk der

Barmherzigkeit empfunden haben sollte, daß ihn der Lethestrom verschlungen und so lange bei sich behalten hatte. Herr Emile Ollivier, weiland Minister Kaiser Napoleons III. und bekannt durch sein angebliches Wort, er sehe dem Kriege „mit leichtem Herzen“ entgegen, taucht wieder auf, und noch dazu mit einem Buche in der Hand, das in dem, was ihm offenbar die Hauptsache bei seiner Darstellung war, den Beweis liefert, daß er wirklich der Thor ist, als der er bisher in unserm Gedächtnis lebte, obwohl wir inzwischen erfahren haben, daß jenes albern leichtsinnige Wort nicht auf seine Rechnung zu setzen ist. Das „leichte Herz“ vom Sommer 1870 war vielmehr Eigentum eines Amtsgenossen Olliviers, der auf dem Barometer der Staatsklugheit noch ein paar Grad tiefer unter dem Nullpunkte stand als er und namentlich noch weniger Takt besaß — es gehörte zu dem vierschrötigen Körper des berühmten Herzogs von Gramont, den Bismarck einmal als sehr geeignet zu einem Forstläufer, aber nicht zu einem Minister bezeichnete. Von dem Buche Olliviers, das soeben unter dem Titel: 1789—1889 in Paris erschienen ist, fassen wir nur den Abschnitt ins Auge, bei dessen Vorgängen der Verfasser mitgewirkt hat, und wo die Schrift den Charakter einer Selbstverteidigung oder Selbstentlastung annimmt. Es kommt ihm dabei zu gute, daß er reichlich freie Hand in der Wahl seiner Entschuldigungen hat. In dieser Hinsicht tritt er dem furchtbaren Gegenstande seiner Betrachtung mit Vorteilen näher, die vielen Staatsmännern, deren Namen sich mit großen nationalen Nöten und Niederlagen verknüpfen, versagt sind. Kein verständiger und billig denkender Zeitgenosse, dem die Ereignisse und Persönlichkeiten der Vorgeschichte der Année terrible der Franzosen noch einigermaßen deutlich vor Augen stehen, wird annehmen wollen, daß den guten Emile Ollivier eine größere Verantwortlichkeit für die darauffolgende Reihe von französischen Schlappen und Verlusten treffe als seine Amtsgenossen. Er stand allerdings dem Titel und Range nach an ihrer Spitze, hatte aber nicht mehr wirklichen Einfluß auf den Gang der Dinge als sie, denn der eigentliche Herr und Meister war der fränkliche, unentschlossene und selbst allerhand Einflüssen, namentlich dem der Furcht vor der öffentlichen Meinung und einer Revolution der Pariser zugänglichen Kaiser. Mag man die Kette von Beweggründen weiter zurück verfolgen bis zu der Stellung der bigotten Kaiserin gegenüber dem emporgewachsenen protestantischen Preußen oder bis zu der Sorge des kaiserlichen Paares um die Ansprüche und Hoffnungen des Sohnes, dem die Ironie des Schicksals später statt des Thrones den Tod unter den Speeren afrikanischer Wilden beschied, niemand, der die Krisis aufmerkamen Blickes und gerechten Sinnes bis zur Katastrophe verfolgt, wird auf den Gedanken kommen, daß Ollivier die Hauptrolle dabei gespielt habe oder auch nur in einer besonders wichtigen Nebenrolle dabei beteiligt gewesen sei. Dazu mangelte es ihm sowohl an der erforderlichen Verstandesschärfe als an der nötigen Willenskraft. Ohne

das doppelte Unglück, daß ein Amtsgenosse von ihm in einem unvergeßlichen Augenblicke sich eine wegen ihrer unerhörten Leichtfertigkeit unvergeßliche Redensart entchlüpfen ließ, und daß irgend ein Mißgeschick ihn vor der Welt für ewige Zeit zum Vater dieser großthuerischen Abgeschmacktheit machte, würde der Name Emile Ollivier zwar in den Registern der französischen Minister stehen, aber schwerlich auf den Blättern der Weltgeschichte.

Bergegenwärtigen wir uns, wie geringfügig der Einfluß des ehemaligen Ministers und sein Anteil an der Beschleunigung des Zusammenstoßes vom Sommer 1870 und wie beträchtlich dagegen der seines kaiserlichen Herrn und Gebieters war, so gereicht es ihm unzweifelhaft zur Ehre, wenn er jetzt, wo er als Schriftsteller auftritt, sich bemüht, die Schuld Napoleons möglichst abzuschwächen. Selbstverständlich sind wir nichts weniger als geneigt, die Entschuldigungsversuche Olliviers alle widerspruchslös gelten zu lassen, ja manche davon stimmen uns geradezu heiter; z. B. wenn behauptet wird, Napoleon „habe seit 1866 allerhand Beleidigungen hinuntergeschluckt, um den Krieg mit Preußen zu vermeiden.“ Wir können uns dem gegenüber getrost auf die öffentliche Meinung Europas mit Einschluß der ehrlichen Franzosen berufen und fragen: weiß jemand auch nur einen einzigen Fall preußischer Dreistigkeit und napoleonischer Langmut als Beleg für diese Behauptung des Verfassers anzuführen? Freilich wenn das bloße Entstehen und Fortbestehen eines norddeutschen Bundesstaates unter preußischer Oberleitung, der die Wahrscheinlichkeit einer ähnlichen allgemein deutschen Vereinigung in sich barg, eine Beleidigung Frankreichs oder seines Beherrschers bedeutete, wie die Unverschämtheit der „Mameluken“ des Kaisers und anderer französischen Chauvinisten behauptete, dann müssen wir zugeben, daß König Wilhelm und Graf Bismarck für ein solches Beispiel von Dreistigkeit verantwortlich zu machen waren. Und andererseits unterlag es keinem Zweifel, daß, wenn die ungeheuerliche Phrase „Rache für Sadowa“ nur den gerechten Groll einer zum Herrschen und Richten über Europa berufenen Nation über das ungebührliche Benehmen eines Nachbars ausdrückte, wir in der That den Kaiser Napoleon als den duldsamsten aller Monarchen zu betrachten und zu preisen haben, wenn er vier lange Jahre hindurch seinen eignen Ingrim in den Zaum hielt und zu gleicher Zeit den Ausbruch der von Natur rachsüchtigen und eifersüchtigen Gefühlsweise der Franzosen verhütete. Doch müssen wir, wenn Herr Ollivier erwartet, daß wir und andre, denen er sein Werk vorlegt, die „wohlberechtigten Empfindlichkeiten Frankreichs“ in diesem Lichte ansehen, wenn er voraussetzt, daß wir der sonderbaren Meinung beistimmen, Preußen habe durch Besiegung Österreichs und Beseitigung seiner Hegemonie über die deutschen Mittel- und Kleinstaaten Frankreich beleidigt und geschädigt, doch die Bitte an ihn richten, ein wenig ausführlicher zu sein und Beweise zu liefern statt nur Behauptungen vorzubringen. Doch ist das am Ende nicht unbedingt erforderlich, da er die

Ansicht ausspricht, der Kaiser der Franzosen würde, sofern es sich um sein persönliches Eingreifen und Vorgehen gehandelt hätte, bis zum letzten Augenblick jene Beleidigungen gelassen ertragen und niemals zum Schwerte gegriffen haben, wenn nicht eine Macht außer ihm ihn dazu gedrängt hätte. „Er wurde — sagt sein Sachwalter — gegen seinen Wunsch auf das Schlachtfeld getrieben, und zwar durch das gebieterische Geschrei seines Parlaments und seines Volkes, die über eine feindselige Herausforderung entrüstet waren,“ womit die Wahl des Prinzen von Hohenzollern zum Könige von Spanien gemeint ist. Es ist das wieder ein Beispiel für die von Olivier geteilte Annahme der Franzosen, sich zur Einnischung in die innern Angelegenheiten ihrer Nachbarn berechtigt zu fühlen und diese Angelegenheiten nach Belieben als „Herausforderungen“ zu behandeln. Nur gut, daß der Verfasser das aufrichtige Zugeständnis folgen läßt, daß die Minister dem Kaiser „einstimmig den Rat erteilten, dem öffentlichen Verlangen zu gehorchen.“ Und noch heute ist Olivier, wie es scheint, überzeugt, daß Napoleon recht daran that, nach jenem Räte zu handeln. Sein Unglück war nach der Darstellung des Verfassers einzig und allein, daß er sich dabei zu viel körperliche Kraft zutraute; sonst stand alles aufs beste, und man hatte die schönsten Aussichten. Indem der Kaiser glaubte, er sei noch der lebensfrische General, als der er 1859 sein Heer nach Oberitalien geführt und die Österreicher in zwei großen Schlachten besiegt hatte, übernahm er einen Oberbefehl, zu dem er physisch nicht mehr tauglich war. Daher tagelanges Zögern bei einer Krisis, wo schon eine Stunde dem Gegner abgewonnen zu haben von höchstem Werte war, daher schwächlich zauderndes Stillstehen noch, als endlich alles bereitgestellt war, um mit einem kühnen Angriff zu beginnen. Was die vollkommene Güte der Waffe des Kaisers angeht, so hegt Olivier, wie sichs für jemand schickt, der als Minister ihren sofortigen Gebrauch empfohlen hat, nicht den geringsten Zweifel daran. Er scheint fast geneigt zu sein, sich das Wort Marschall Leboeufs anzueignen: „Es fehlt auch nicht ein Gamaschenknopf!“ Die französische Armee war nach Olivier, diesem jüngsten und, so viel wir wissen, beinahe einzigen Lobredner ihres Zustandes, alles, was man von ihr billigerweise verlangen konnte. Sie verlor das Spiel und der Kaiser seinen Thron, Frankreich seine zwei Provinzen, seine fünf Milliarden und seine stolze und gebietende Stellung in Europa einzig und allein durch Unentschlossenheit und langsames Vorgehen. So wird uns versichert. Aber kann man dem beipflichten? Gewiß würde es nicht viel helfen, wenn man zeigte, daß, da kein Berichterstatter, selbst kein französischer, erklärt hat, das deutsche Heer sei zu schwach an Zahl oder sonstwie von mangelhafter Beschaffenheit gewesen oder seine Mobilmachung und sein Aufmarsch seien zu langsam vor sich gegangen, der Vorteil, den Frankreich durch rasches Ergreifen der Offensive gewonnen haben könnte, nicht so ohne weiteres auf der Hand liegt. Ohne Zweifel ist es unter Umständen zu empfehlen, daß von zwei

Heeren, die sich gegenüberstehen, das schwächere rasch angriffsweise vorgeht. Haben wir aber, wie hier, zwei Heere vor uns, die gleich stark an Zahl und gleich kriegsbereit sind, so ist nicht mit Notwendigkeit vorauszusagen, daß der Sieg demjenigen zu teil werden müsse, der zuerst zuschlägt. Sicher kann ein erster Erfolg, der erfahrungsgemäß in einigen Fällen errungen wurde, wo der Feldherr, seinen Vorteil ersehend, schnell entschlossen die Initiative ergriff, denen, die ihn zu benutzen verstehen, schon als moralischer Vorteil von großem Werte sein, und ein solcher Erfolg waren die Schlachten bei Wörth und Saarbrücken, insofern sie dazu beitrugen, Österreich und Italien von der Beteiligung am Kampfe gegen Deutschland absehen zu lassen. Niemand jedoch wird behaupten wollen, daß diese ersten, verhältnismäßig kleinen Siege der deutschen Heere den Ausgang des Feldzuges entschieden hätten. Es giebt sogar Leute, die in den Worten, die der Kaiser nach der großen Niederlage äußerte: *Tout peut se retablir*, den Ausdruck einer Hoffnung erblickten, während sie sicher nur die Verzweiflung eingab, und die des Glaubens lebten, unter einem fähigen Führer würden die Geschicke Frankreichs sich wieder besser gestalten lassen. Sicherlich war es nicht die Schuld des französischen Soldaten, wenn diese Hoffnung sich nicht erfüllte. Keine andre Truppe schlug sich besser als er, das müssen selbst wir, die Gegner, ihm nachrühmen, und wenn die Führung der französischen Heere, die bei Metz und Sedan bluteten, ihrer Tapferkeit gleichgekommen wäre, so würde der Ausgang des Feldzuges wahrscheinlich ein anderer gewesen sein. Unser Werk sagt in dieser Hinsicht nichts, wie es denn löblicherweise auch die einst beliebte Behauptung, es sei bei den Niederlagen Verrat im Spiele gewesen, nicht einmal in Form von Andeutungen enthält, und wenn der Verfasser es unterläßt, auf die Thatsache hinzuweisen, daß die Generale und die militärischen Einrichtungen der Franzosen 1870 mancherlei zu wünschen übrig ließen, so hat das die Wirkung, daß es seine Erklärung so zu sagen gar zu vollständig erscheinen läßt. Hatte die französische Armee im Sommer 1870 so tüchtige Offiziere, wie sie tüchtige Soldaten hatte, war die Strategie und Taktik ihrer Befehlshaber so wenig mangelhaft als ihre Gliederung, Ausrüstung und Ausbildung, wie kam es dann, daß sie nicht siegte? Oder wenigstens, wie konnte es geschehen, daß sie so vollständig geschlagen wurde, eine solche Reihenfolge der furchtbarsten Schlappen erlitt, die zusammen einer beinahe gänzlichen Vernichtung gleichkamen? Die von Ollivier gerügte Zeitvergeudung in den Wochen unmittelbar vor dem Kampfe mag alle Aussichten auf Verwirklichung des Programms vernichtet haben, das mit den Worten A. Berlin! in Paris ausgeschrien wurde, aber sie für sich allein konnte nicht hinreichen, die deutsche Armee bis nach Paris gelangen zu lassen. Was führte aber dazu? Herr Ollivier antwortet darauf nicht zu unsrer vollen Zufriedenheit, ja er umgeht die Sache beinahe ganz. Aber wir finden nicht, daß die Welt schlimmer dabei fährt, wenn er der Frage ausweichen zu müssen

meint. Versuche, sie zu beantworten, erinnern nur verdrießlich an Carlyles kräftigen Einspruch gegen ähnliche Versuche, die Verantwortlichkeit für eine andre Katastrophe, und zwar für eine schrecklichere als die von 1870, von dem wahren Schuldigen hinwegzudeuteln und auf Rechnung anderer zu setzen. Es sollte, als vor hundert Jahren die Revolution ausbrach, die Schwäche des Königs, die Leichtfertigkeit der Königin, die Selbstsucht des Adels, die schläfrige Gleichgiltigkeit der Kirche, es sollte dies und es sollte jenes die Ursache gewesen sein. „Meine Freunde — sagt der realistische englische Geschichtsschreiber —, es war jener quacksalbernde Scheinmensch, der vorgab, etwas zu thun, während er doch nur aß und trank und nichts that.“ Es war auch 1870 das Scheinwesen der Franzosen, mit dem sie der gegen sie heranziehenden Wirklichkeit erlagen. Ihre Macht gegenüber Europa und zunächst gegenüber Deutschland war Selbsttäuschung und Täuschung anderer, war in doppeltem Sinne Schwindel gewesen, der eine ernste Probe nicht aushielt. Der Hausschwamm der sittlichen Verderbnis hatte das staatliche Gebäude zerfressen, als der Oststurm kam, und so sank es rasch vor seinen Stößen zusammen. Napoleon hatte diese Trockenfäule nicht hereingebracht, sondern schon vorgefunden und nur entwickelt. Die parlamentarische Republik hat sie nicht beseitigt, und so kann es einmal ein zweites 1870 geben, wenn man dem friedfertigen Deutschland gegenüber das Schicksal herausfordert.



Buckle und Darwin

3



it Staunen und Unwillen vernahm Darwin, wie in Deutschland seine Lehre sogar für sozialistische Zwecke ausgebeutet werde. Dagegen konnte es ihn nicht überraschen, daß in seinem Vaterlande, wo Bibelgläubigkeit zum guten Ton gehört, der Ersatz der Welterschöpfung durch die Zuchtwahl ungeheuern Anstoß erregte. Wir übergehen den Streit darüber, der uns Deutsche ja weiter nicht interessiert, und beschränken uns darauf, darzuthun, daß Darwins Gelehrtengewissen vollkommen rein war. Er war weit entfernt davon, gleich manchen Deutschen die Descendenztheorie nur darum mit Freuden zu begrüßen, weil sie Gott überflüssig zu machen schien, oder gar sie zu diesem Zwecke zu vervollkommen